

## Auch gegen den eigenen Geschmack

### Adelbert Reif im Gespräch mit Joachim Kaiser

In der anspruchsvollen deutschen Pressepublizistik ragt die Persönlichkeit Joachim Kaisers, geprägt durch seinen universellen Bildungshorizont, unübersehbar heraus. Denn nicht nur als Musikkritiker und Musikschriftsteller – die Liste seiner musikthematisierten Buchveröffentlichungen verzeichnet rund 20 Titel –, sondern auch als Literatur-, Theater- und Kulturkritiker hat er sich seit den 1950er-Jahren einen Ruf erworben, der ihn weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt und berühmt machte. Und nicht zuletzt die Tatsache, dass Kaiser bei Theodor W. Adorno und Max Horkheimer in Frankfurt am Main studierte, umgibt ihn mit dem Nimbus „klassischer Gelehrtheit“. „Eine Art Dinosaurier der Hochkultur“ nennt ihn seine Tochter Henriette Kaiser. Er selbst sieht sich eher als „letzten Mohikaner“, nachdem fast alle anderen Größen unter seinen Zunftgefährten längst das Zeitliche gesegnet haben. Zu seinem 80. Geburtstag überrascht er die Öffentlichkeit mit zwei respektablen Veröffentlichungen: Einmal mit einer Art „dokumentarischer Autobiographie“, die er gemeinsam mit seiner Tochter erarbeitet hat, und zum anderen mit einem 4 CD-Set, das seine Lieblingsaufnahmen aus der eigenen Sammlung enthält.

Herr Professor Kaiser, ist ein dergestalt breitgefächertes Universalismus in der Kritik, wie Sie ihn über die Jahrzehnte hinweg gepflegt haben, heute überhaupt noch möglich?

**Kaiser:** Die Zeiten der großen begründeten Kritik, die ein Publikum mit ganz bestimmten Interessenlagen voraussetzt, scheinen mir vorüber zu sein. Ich sehe die Ursache dafür keineswegs nur in den neuen Medien, die zur Verflachung des Geschmacks, des Anspruchs verleiten. Mir geht es ja selbst so: Wenn ich früher die langen Aufsätze und Kritiken in der Wochenzeitung „Die Zeit“ mit Begierde gelesen habe, kann ich heute oft einen leichten Seufzer nicht unterdrücken. Dies umso mehr, wenn ich feststelle, dass der lange Text am Ende zu keiner besonders interessanten Aussage führt. Die kritische Welt scheint mir ein wenig an Bedeutung zu verlieren und darum wird es den Typus des „Großkritikers“ in der Zukunft immer weniger geben.

Das Herstellen einer kritischen Reaktion auf einen großen musikalischen oder künstlerischen Eindruck ist auch eine „erotische Angelegenheit“. Man muss den Gegenstand, grob gesagt, lieben und man muss auch das Publikum, das man vor Augen hat, mögen. Erst dadurch entsteht eine Gemeinsamkeit stiftende Atmosphäre, die sich dann in der kritischen Behandlung einer Sache niederschlägt. Wenn ich sehe, was das Regietheater an Freiheiten gegenüber den Kunstwerken durchgesetzt hat, dann hat man keinen rechten Anlass mehr zur Kritik. Man kommt sich pedantisch vor, einen Regisseur, der erklärt, ein theatralisches Ereignis herzustellen und den Stoff zum Anlass zu nehmen, an Werktreue zu gemahnen.

Würden Sie das gerne tun?

**Kaiser:** Verloren geht dabei nämlich die künstlerische Form. Ich sah einmal eine „Tannhäuser“-Inszenierung von dem russischen Regisseur Juri Ljubimov. Er ließ das Stück zur Zeit der Uraufführung im Paris des 19. Jahrhunderts spielen. Und man denkt, warum nicht, eitle Sänger gab es auch damals. Nur war das Tugendsystem ein ganz anderes als im Mittelalter und wenn herauskommt, dass der Tannhäuser auf dem Venusberg war, der Landgraf das ein furchtbares Verbrechen nennt und die Geliebte von einer Sünde spricht, dann passen diese Äußerungen nicht ins 19. Jahrhundert. Die Oper wird durch diese zeitliche Verlagerung weder durchschaubarer noch aktueller. Ich war befreundet mit Jean-Pierre Ponnelle und der sagte immer: Mozart ist der Chef. Diesen Satz werden Sie von heutigen Regisseuren nicht mehr hören. Sie sagen: Natürlich war Mozart ein Genie und was fällt mir zu ihm ein.

Worin sehen Sie dann heute die Hauptaufgabe der Kritiker?

**Kaiser:** Das kommt sehr darauf an. Man schreibt nicht immer nur aus einem Gesichtspunkt. Manchmal mache ich mich zum Verteidiger des Stücks, manchmal zum Verteidiger des Theaters und manchmal zum Verteidiger der Publikumsansprüche oder meines Geschmacks. Für mich entscheidend ist, dass man imstande ist, auch gegen den eigenen Geschmack, gegen die eigenen Vorlieben und die eigene politische Einstellung, auch gegen die eigene Erfahrung zu reagieren, wenn an dem anderen und Fremden wirklich etwas dran ist. Ich bin ein eher sentimentaler Typ: Edwin Fischer, Wilhelm Furtwängler, die große deutsche Ausdrucksmusik – das hat mich stark geprägt und wird sicher so bleiben, so lange ich lebe. Nur,

als dann der Gulda kam, der von allem genau das Gegenteil war, und eine Sache in Angriff nahm, dann hatte das eine Richtigkeit und eine Vehemenz, die ganz anders war, als ich sie für richtig hielt, aber es überzeugte mich in jeder Weise. Dazu muss man imstande sein.

Götz Friedrich wunderte sich gelegentlich, dass die Kritiken einer Aufführung dergestalt unterschiedlich ausfielen, dass man meinen könnte, es würden verschiedene Inszenierungen besprochen. Wie erklären Sie sich eine solche Diskrepanz?

**Kaiser:** Für mich ist das Argument, der eine Kritiker sagt hü, der andere hot, darum sei die ganze Kritik entwertet, nicht stichhaltig. Wenn ein temperamentvoller junger Kritiker nach einem Beethoven-Konzert die zu langsame Interpretation als ein wenig langweilig kritisiert und ein älterer Kritiker sich von der meditativen Art des Vortrags beeindruckt zeigt, dann haben beide Recht. Man befindet sich als Kritiker in der merkwürdigen Situation, dass alles, was man mitteilt, eine Spur überzeugender aussieht, als es einem vielleicht vor der eigenen Seele gestanden hat. Diesen Zweifel kann man offensichtlich nur sehr schwer äußern und dem Leser verständlich vermitteln. Selbst wenn ich in diesem oder jenem Fall schreiben würde, ich bin nicht ganz sicher, ob..., dann wirkt das so wie eine Wolke von dem Kaiser und er meint im Grunde dieses oder jenes. Der Leser will letztlich Sätze, die ihn überzeugen, die ihm einleuchten, von denen er was hat.

Inwieweit kann Musikkritik „innovativ“ in dem Sinne wirken, dass sie etwa Einseitigkeiten in der Musikvermittlung oder das „Ausblenden“ musikalischer Welten moniert? Es ist doch erstaunlich, dass sich von der englischen oder spanischen Musik des 20. Jahrhunderts kaum etwas auf den Konzertprogrammen findet...

**Kaiser:** Dazu ist das Publikum zu misstrauisch gegenüber dem Lob moderner Werke durch die Kritik. Wenn, wie es kürzlich geschehen ist, die Aufführung von Stockhausens Orchesterwerk „Stimmen“ vollmundig ein „Jahrtausendereignis“ genannt wird, dann zeigt sich das Publikum mit Recht misstrauisch. Nur alle Tausend Jahre soll so etwas vorkommen? Ich kenne das Stück aus den 50er-Jahren und finde es recht gut. Aber ein „Jahrtausendereignis“? Da die Kritik sich fast immer das Recht nimmt, im Interesse der Neuen Musik „fortschrittlich“ zu sein, verhält sich das Publikum skeptisch und es

wird umso skeptischer, auch bornierter, je mehr es von der traditionellen, großen klassischen Musik beeindruckt wird.

Es ist kein Zufall, dass das Publikum in Wien, wo alle Leute glauben, sie seien „Nachfahren“ Mozarts und Beethovens, besonders konservativ ist. In Duisburg oder Elberfeld können Sie leichter ein modernes Werk aufführen. Wenn etwas Modernes von der Kritik gelobt wird, nimmt ihr das Publikum dieses Lob nur in Ausnahmefällen ab. Die letzte moderne Erfolgsoper waren nicht einmal „Die Soldaten“ von Bernd Alois Zimmermann, sondern sicherlich „Der Rosenkavalier“. Sehr häufig kommen groß angekündigte Uraufführungen von Opern über ihre Uraufführung nicht hinaus. Oder nehmen Sie die berühmten musica-viva-Konzerte in München: Als die Leute noch nicht so viel von anderen Dingen abgelenkt waren wie heute, da waren diese Konzerte große Ereignisse. Inzwischen ist es so, dass sich mehr oder weniger nur noch der „alte Tross“ trifft.

Wo sehen Sie die Gründe dafür, dass man sich über die Uraufführung einer Oper, einer Konzertkomposition oder eine Inszenierung heute nicht mehr „so richtig aufregen“ kann? Ist das heutige Musikgeschehen weniger spannungsreich, weniger erwartungsintensiv als in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und auch noch während der ersten Jahrzehnte nach dem Krieg?

**Kaiser:** Ich finde schon, dass die Musik zwischen Monteverdi und Verdi doch bedeutungsvoller war als das, was später kam. Der Musik von Schönberg, Webern, Nono, Ligeti, Stockhausen, auch Henze, wurde nach dem Zweiten Weltkrieg noch großes Interesse entgegengebracht wurde. Heute passiert das kaum mehr. Die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts war noch recht spannend, aber dann? Tatsächlich hat sich die Sprache der Musik im 20. Jahrhundert nicht derart interessant weiterentwickelt, wie sich die der Literatur weiterentwickelt hat, in der die Worte es mit der konkreten Gegenwart zu tun haben. Wenn ich das so sage, habe ich das Empfinden, ungerecht zu urteilen. Denn so viele Komponisten geben sich ungeheure Mühe... Wir müssen, glaube ich, warten, bis ein entscheidender neuer Schritt kommt, soweit ist es im Augenblick noch nicht.

Wie beurteilen Sie das heutige musikalische Geschehen – oder sollte ich lieber sagen: den „Musikmarkt“ – insgesamt? Welche Auswirkungen wird der massenweise dauerhafte Gebrauch und Verbrauch von Musik letztlich haben?

**Kaiser:** Angesichts dieser Massenproduktion fehlt tatsächlich der Aufnahme und der Platte das Ereignishafte. Seit 1955 das Fernsehen begann und sich gleichzeitig die Langspielplatte verbreitete, hat sich die musikalische Wirklichkeit vollkommen verändert. Man kann heute davon ausgehen, dass auch das beiläufigste und unbedeutendste wie das bedeutendste Werk unendlich viel reproduziert wird. Sie können jede Mahler-Sinfonie in fünfzig Interpretationen haben. Die ungeheure Fülle an Einspielungen und die Möglichkeit des Zugriffs auf sie hat der Ereignishafte, das Erlebnis aufgehoben. So herrscht bei uns allen heute ein gewisser Überdruß.

Es gibt einen wunderbaren Ausspruch von Ihnen: „Ich höre Musik nie punktuell oder nebenher, sondern ich lasse mich ganz und vollkommen konzentriert auf die gerade erklingende musikalische Realität ein.“ Würden Sie soweit gehen zu sagen, dass eben dieses Sicheinlassen auf die gerade erklingende musikalische Realität immer mehr abgenommen hat, dass dazu immer weniger Menschen bereit oder in der Lage sind?

**Kaiser:** Einem großen Teil der jungen Leute – und nicht nur der Jungen – fällt es offensichtlich immer schwerer, sich länger auf etwas zu konzentrieren. Das hängt mit unserer „Häppchenkultur“ zusammen: Alles muss „schnell gehen“, muss ein „Event“ sein.

**Joachim Kaiser**, 1928 in Ostpreußen geboren, begann seine journalistische Karriere bei den „Frankfurter Heften“. Von dort ging er zur „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“. 1959 wurde er Kritiker und leitender Redakteur des Feuilletons der „Süddeutschen Zeitung“ in München. In diesem Forum begleitete er über fast sechs Jahrzehnte das Musik- und Theatergeschehen Deutschlands und – anlässlich wichtiger Aufführungen – auch das des Auslands. Darüber hinaus lehrte er von 1977 bis 1996 als Professor an der Staatlichen

Hochschule für Musik und Darstellende Kunst in Stuttgart, hielt zahllose Vorträge und wirkte in Radio- und Fernsehsendungen mit.